

Geschichten für die Dorfchronik

Johannes Weiss

Holzen

Als ältester Sohn, musste ich schon in jungen Jahren, meinem Vater bei vielen Arbeiten helfen. Im Winter belud man den Pferdeschlitten mit verschiedenen Werkzeugen und Ketten, und fuhr in den Wald hinauf. Bei den meisten Waldparzellen handelte es sich vor der Güterzusammenlegung um schmale, lange Streifen, die sich wie Hosenträger den Berg hinauf zogen. Wollte man einen Baum fällen, war es fast nicht möglich, diesen nur auf das eigene Waldstück fallen zu lassen. Manchmal überquerte der Baum mehrere fremde Grundstücke. Dabei musste man darauf achten, dass bei den Nachbarn keine Bäume beschädigt wurden.

Mein Vater wollte immer zuerst allfällige dürre Bäume heraus nehmen. War ein Baum bestimmt, schaute man zuerst, in welche Richtung man ihn umlegen will. Erstens sollte er beim Umfallen nirgends hängen bleiben und er durfte möglichst keinen Schaden anrichten. Nicht zuletzt musste man auch darauf achten, dass man später den Stamm mit unserem Pferd heraus ziehen konnte. Übrigens hatte ich vom Vater auch die Aufgabe bekommen, immer zu schauen, dass unser Pferd nicht von den sehr giftigen Eibenzweigen frasst.

Nun wurde mit der grossen Axt die Fällkerbe möglichst weit unten am Stamm heraus geschrotet. Zwischendurch stellte sich der Vater breitbeinig vor die Kerbe und kontrollierte im rechten Winkel dazu die Fallrichtung. Dann folgte das Absägen mit der grossen Waldsäge, die vorher noch mit einer Feile geschärft worden war. Man setzte hinten am Baum, etwas über der Sohle der Fällkerbe die Säge an. Das etwa zwei Meter lange Sägeblatt, hatte auf jeder Seite einen Holzgriff. Abwechslungsweise zog man das Blatt hin und her. Für mich als Bub war das eine sehr anstrengende Arbeit. Langsam rieselte das Sägemehl aus dem Schnitt und das Blatt frass sich gemächlich in den Stamm. War es dann endlich einmal ganz im Schnitt verschwunden, steckte man dahinter einen Holzkeil in den entstandenen Spalt. So konnte man verhindern, dass das Sägeblatt eingeklemmt wurde. Ab und zu erlaubte ich mir einen Spass. Ich hob beim Ziehen den Holzgriff etwas an und liess ihn dann fallen, während der Vater zog. Auf meiner Seite tanzte nun das Ende des Sägeblattes immer schneller auf und ab und machte dazu ein entsprechendes Geräusch. Der Vater ermahnte mich dann, doch keinen Blödsinn zu machen.

War man endlich bis einige cm an die Fällkerbe voran gekommen, beendete man das Sägen. Das noch stehen gebliebene Holz, musste wie ein Scharnier wirken. Mit der grossen Axt schlug man jetzt den Holzkeil mit langsamen Schlägen in den Sägeschnitt. Man schaute am Stamm hoch und kontrollierte, ob sich der Baum in die gewünschte Richtung bewegte. Nach etlichen Schlägen krachte der Baum dann zu Boden.

Bei einer Tanne folgte dann das Entasten mit der grossen Axt. Bei Laubbäumen wurden die dicken Äste mit der Waldsäge abgetrennt. Auch den Stamm zersägten wir in Stücke der gewünschten Länge. Um die am Boden liegenden Trümmel mit einer Kette anhängen zu können, hob man sie mit dem Zappi etwas an. Beim Zappi handelt es sich um ein Werkzeug mit Hebelwirkung. Man setzt die Spitze unter dem Stamm an und drückt das Stielende hinunter, wodurch das schwere Holzstück etwas angehoben wird. Teilweise zog man dann die Holzstücke mit dem Pferd direkt hinunter bis zu unserem Hof. Manchmal lud man sie auf den Holzschlitten. Es kam an beiden Enden des Stammes ein speziell solieder Schlitten hin. Den Stamm befestigte man lose mit einer Kette und spannte diese, indem man sie mit einem „Rüttel“ aus Eibenh Holz verdrehte. Das Ende des Rüttels wurde zum Spannen wie ein federnder Pfeilbogen am Schlitten festgebunden.

Richtige Waldstrassen gab es damals noch kaum. Die vorhandenen „Schleickwege“ gingen oft relativ steil den Berg hinunter. Da die Gefahr bestand, dass der schwer beladene Schlitten dem Pferd von hinten in die Beine fuhr, musste man einen „Kretzer“ dabei haben. Dieses U-förmige Eisenstück legte man als Bremse unter die Kufe und befestigte es.

Wollte man aus einem Stamm Bretter oder Balken sägen lassen, rollte man mit dem Kehrhacken einen oder auch mehrere Riegel, auf schräg angestellten Hölzern auf einen Wagen. Auch der Kehrhacken ist ein Hebelwerkzeug, dessen spitzer Hacken sich beim Anheben des Stieles in den Stamm bohrt und so der Holzriegel gedreht werden kann. Wieder sicherte man die Ladung mit einem oder mehreren Rütteln. Dann fuhr man in die Sägerei zu den Hofmanns in der Weid in Aeugst oder in die Säge in der Aumüli. Mit einem Zimmerbleistift wurden auf der Stirnseite die gewünschten Brettdicken für den Säger aufgeschrieben. Die fertigen Bretter holte man nach dem Sägen wieder ab und schichtete sie mit dazwischen gelegten Hölzchen zum Trocknen auf.

Brenn- oder Papierholz sägte man mit der Waldsäge oder dem etwas kürzeren Fuchsschwanz in Meterstücke. Dickeres Brennholz musste dann noch mit „Bissen“(Keilen) gespaltet werden. Diese Keile waren vorn aus Eisen und hinten drin steckte ein harter Holzzapfen mit Ring am oberen Ende. Auf diesen Zapfen schlug man mit dem Eisenschlägel und trieb den Keil ins Holz, bis es entzweit war. Die Meterpälten wurden dann zum Trocknen zu einem Klafter aufgeschichtet.

Die Äste liess man nicht wie heute üblich, im Wald verrotten. Alles wurde eingesammet und zu „Studen“ (Reisigwellen) verarbeitet. Dazu stellte man den Studenbock neben den Asthaufen und längte die Äste mit dem Gertel auf die richtige Länge ab. Waren genügend abgelängte Aststücke im Fach des Bockes eingelegt, zog man das Bündel mit einem Hebel und einer Kette zusammen. Nun folgte das Binden mit einer Weidenrute oder einem Drath. Die fertigen Studen schichtete man dann zum Trocknen auf, bis man sie im Winter im Kachelofen verheizen konnte.

Johannes Weiss, 2024